Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: La Serenata [Fortsetzung]
Autor: Ziegler, Armin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574627

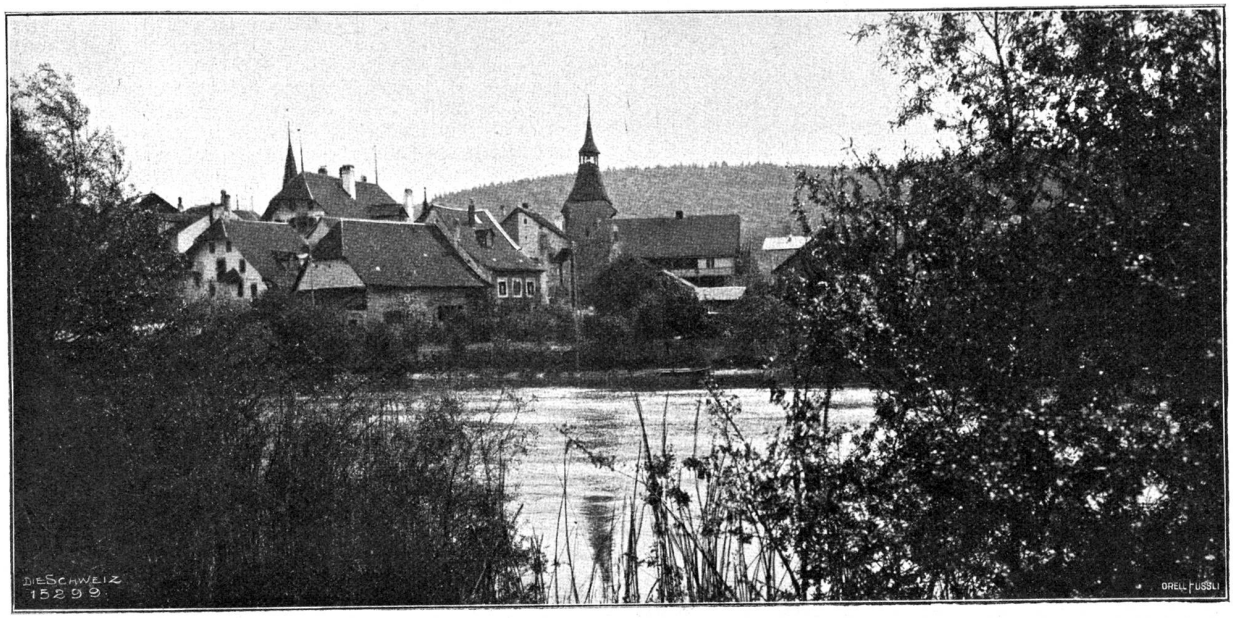
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Büren an der Aare.

Büren an der Aare.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Das alte Landstädtchen an der Aare, dessen ursprünglicher, origineller Charakter noch nicht durch Neuerungen verdorben ist, hat in letzter Zeit wegen des Torturmstreites oft von sich reden gemacht. Das Städtchen, das sich hart am rechten Areufer entlang zieht, besteht nur aus je einer Häuserreihe zu beiden Seiten der Straße und besitzt außer der Verbindung mit dem jenseitigen Ufer nur zwei enge Ausgänge nach der Landschaft, sodaß sich mit der Zeit das Bedürfnis nach einer bequemern Straßenöffnung geltend machen mußte. Das östliche Tor ist schon lange gefallen; aber auf der Westseite hält ein altersgrauer fester Turm noch trotzig Wacht, und wenn es auch nicht mehr gilt, wie einst, die Feinde abzuwehren, so gehört er doch zum Charakterbild des Städtchens; man kann sich die mit saubern alten Bürgershäusern eingesäumte Mittelstraße kaum vorstellen ohne den dominierenden Abschluß mit dem Torturm im Hintergrund. Als daher vor einigen Jahren die Gemeinde daranging, sich auch auf dieser Seite der hemmenden Fessel zu entledigen, den Turm und die anstoßenden alten Bauwerke abzureißen, erhob sich dagegen unter den bernischen Altertumsfreunden eine mächtige Protestbewegung, und in dem lange andauernden Streite sah sich die Gemeinde schließlich zum Nachgeben gezwungen. Der alte Torturm wird erhalten bleiben, und die Gemeinde muß sehen, die Verkehrsfrage in anderer Weise zu lösen.

Büren ist ein uraltes Landstädtchen, das schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von den dort residierenden Grafen von Straßberg mit dem Marktrecht versehen und befestigt wurde. 1208 erhielt der Ort vom Grafen Heinrich von Straßberg ein Handveste, und genau hundert Jahre später ward er von den Bernern im österreichischen Kriege belagert und erstürmt und zur bernischen Vogtei gemacht. 1620—1624 wurde das Schloß, ehemals Sitz der Vögte, heute Gemeindehaus, erbaut. Am 4. März 1798 kam es vor dem Städtchen zu einem Gefecht zwischen Bernern und Franzosen, wobei letztere die Aarebrücke und einige Häuser in Brand steckten. Die Spuren der alten Mauern und Befestigungswerke sind noch ringsum an der Außenseite der Häuser erkennbar, besonders längs der Aare, und vom linken Ufer aus gesehen bietet Büren noch ganz das Bild einer altertümlichen Stadt.

Anton Krenn, Zürich.

La Serenata.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Armin Ziegler**, Zürich.

(Fortsetzung).

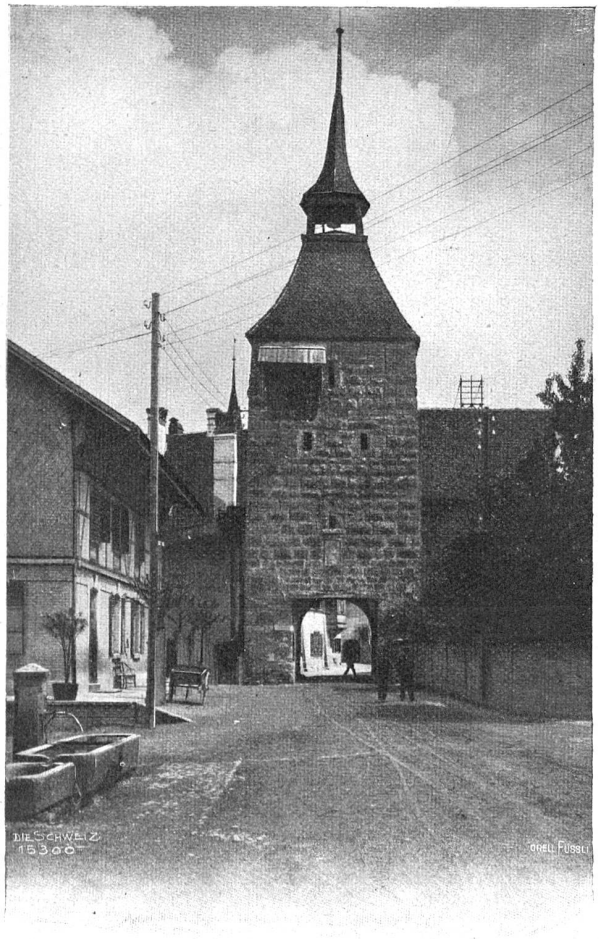
Da war draußen der Tag angebrochen. Der trug ein Trauergewand.

Ich fühlte mich sterbensmüde und unglücklich. Warum, hätte ich aber nicht einmal sagen können. Unter dem fesselnden Druck konnte die Erinnerung erst gar nicht atmen. Das Denken ging mühsam; versuchte ich's, so schmerzte es. Alles verworren, traumhaft verschwommen, betäubt! Das Leid hatte mir seinen ehernen Reif ums Haupt geschmiedet.

Zuerst kam mir in den Sinn, ich müsse an die Arbeit; das war das Gewöhnliche. Da erhob ich mich. Dann schaute ich auf Nelly, die noch schlief; sie war jedenfalls auch spät entschlummert. Nun bewegte ich mich ganz leise und vorsichtig, katzengleich, um sie ja nicht zu wecken. Es war mir nicht einmal ganz klar, woher diese Abneigung, die sich von der Erinnerung loslöste und wieder bei mir einzog, eigentlich rühre. Sie paßte aber zu meinem Zustand; darum fragte ich nicht darnach. Nein, ich wollte nicht mit ihr reden, jetzt nicht! Ueberhaupt mit keinem Menschen! Es war alles Gefühl, nichts Gedanke!

Ich blickte durchs Fenster. Die Straße war menschenleer, öde wie ein Friedhof von tausend Hoffnungen. Die Stille lehrte mich, daß es Sonntag sei. Da dachte ich nicht mehr an Arbeit. Aber wieder kam mir das Gewöhnliche in den Sinn. Am Sonntag mußte man sich doch gut kleiden und rasieren und was noch mehr. Daran machte ich mich nun, mechanisch.

Ich setzte mich vor den Spiegel. Gespenstisch bleich und eingefallen glotzte mir daraus ein Angesicht entgegen, die Augen hohl: es war wie das Antlitz einer Leiche. Ich nahm das Messer, gedankenlos. Ich machte es scharf, ganz scharf. Drauf ließ ich's über meinem Halse spielen, über der Ader, hin und



Der alte Torturm in Büren.

her und her und hin, immer näher und näher. Da war es mir, die Haut höbe sich von der Fratze im Spiegel, und ein Totenschädel starrte mir entgegen, und der grinste und nickte und nickte und grinste und schien zu sagen: Nur zu!

Da bemerkte ich eine Fliege am Spiegel. Die war wohl vorzeitig erwacht und hoffte auf die Sonne. Wie aus dem Schädel herausgetreten, war sie plötzlich da, wie die Seele, die die Leiche verläßt. Und sie war noch matt und lahm und wollte sich aufwärtsschleppen und konnte sich nicht mehr halten und fiel. Und sie war gewesen, wie ein schwarzer Punkt. Da wurde das Leichengesicht da vor mir wieder ernst, und angstvolle Fragen malten sich in seinen schreckerstarrten Zügen. Ich ließ das Messer sinken.

Ein schwarzer Punkt! Ein schwarzer Punkt, und der fiel!

Und im nächsten Augenblicke flimmerten hundert, flimmerten tausend, Millionen schwarzer Punkte vor mir, und sie tanzten und fielen und fielen immerzu und immerzu, gleich wirbelndem Schnee, aber schwarz, so schwarz wie eine grause Schuld, wie Verdammnis. Mir schwindelte.

Ich riß mich empor, ich stürzte hinaus, und die frische Luft und der kalte Nord da draußen verwehten die Punkte. Sie hoben auch den Schleier, der so betäubend über meinem Denken lag, und sie brachten mir Erinnern und Klarheit und neue Pein. Die scharfen Qualen des Grübelns, des Denkens, des Wissens zur dumpfen Qual des Gefühls.

Und es zog vor mir alles noch einmal vorüber, alles, was geholfen, meinen Frieden zu Grabe zu bringen, sein ganzes Leichengeleite, häßlich und grinsend über den Tod des Schönen, dem es Feind.

Durch die einsamen Straßen, in denen Sonntagsmorgenstille ruhte, stürmte ich sinnlos dahin. Auf den Weg achtete ich nicht. Ich achtete auch nicht, daß ich zum Fluß gelangte, der die Stadt gleich schmeichelnden Mutterarmen umschlingt. Erst als ich auf der Brücke die Wasser unter mir rauschen hörte, sah ich sie. Schon oft hatte ich von dem beruhigenden Einfluß, den dieses ewig Ziehende, ewig Schwindende eines Stromes auf den Unglücklichen ausüben kann, gelesen. Drum blieb ich stehen und blickte jetzt hinein, tief hinein.

Und ich sah die Wellen nahen, eine hinter der andern, eine unendliche Heerschar, die sich in endloser Zeit unter der Brücke durchwälzte. Da aber trat ihnen ein Fels entgegen, den Weg zu engen. Doch eine der wandernden Wellen nach der andern warf sich kämpfend gegen seine Brust, getrieben von Zorn und Mut und getrieben von der folgenden. Und eine nach der andern mußte untergehen in diesem Kampf. Aber sterbend fraß jede noch am Gestein also, daß endlich der Feind erliegen mußte und dann die kommenden Wellen ungestört ihrer Sehnsucht nach, vorbei und abwärts ziehen konnten.

Da wollte es mir scheinen, es sei da unten wie in mir, wo den trüben Wellen gleich trübe Gedanken flossen, Gedanken, einer nach dem andern und einer ähnlich dem andern, ein unaufhörliches Nagen! Da kam's denn:

Dein Weib untreu . . .
Dein Freund Verräter . . .
Dein Glück dahin . . .
Du mußt sie ertappen . . .
Du mußt sie bestrafen . . .
Dich rächen und auch dein Kind . . .

Und sie alle stürmten an gegen mein Herz und zerschellten und fraßen sterbend daran, also, daß . . . einer nach dem andern, einer nach dem andern, wellengleich.

Dann der Gedanke an den düstern Traum! Und plötzlich klang mir schrecklich wieder das: Verdammt! Verdammt!

Verdammt? Warum verdammt? Warum? schrie es in mir auf in gräßlicher Todesangst.

Was für eine unsühnbare Schuld wird auf meiner Seele lasten, dann, wenn mein Körper einst im Grabe modert? War's schon begangen, das Verbrechen? Grinste sein Schatten schon aus der Vergangenheit? Ich durchging sie, suchend, als ein Richter, streng. Ja, ich hatte auch gesündigt; ich war ja ein Mensch und schwach, wie die andern, wie die andern Mensch, doch nur Mensch und nicht Teufel, nicht Dämon gewesen. Und dem Menschen wollte ja eine göttliche Liebe alles verzeihen.

Dann lag die Schuld also noch vor mir. Vor meinem Tode sollte ich sie noch schaffen. Wie würde ich fallen? Meine Zukunft lag vor mir, wie eine geknickte Blume, verwelkend. Die liebsten Hände hatten sie gebrochen. Was blieb mir denn, als still und trauernd auf den erlösenden Tod zu hoffen, nachdem . . .

„Du mußt sie ertappen!" kam wieder eine Welle.

„Du mußt sie bestrafen!" eine neue.

Sollte das mir zum Fallstrick werden? Ich wollte nur Gerechtigkeit schaffen auf Gottes Erde; das sollte doch jeder Mensch, soviel in seiner Macht. Das taten ja auch die Richter, wenn sie über Freiheit und Kerker, über Leben und Tod des Verbrechers entschieden. Sollten sie dafür auch verdammt sein? Und sie urteilten über Leute, die an ihnen nichts verbrochen, nur dem irdischen Recht zulieb, ich aber über einen Mord an meinem Herzen und Verrat an meinem Kinde, über eine Untat meiner nächsten Menschen.

Durfte ich das nicht? Wo blieb dann das Recht auf dieser Erde? Warum so auch leben? Dann wär's doch besser zu fliehen vor all dem Frevel!

Die Wasser da unten sangen einen beruhigenden Totengesang und hüteten ein Grab. Hier konnte ich mich retten vor einem zwecklosen Dasein, konnte mich retten vor der verdammenden Sünde und konnte mich retten vor all der Qual.

„Nehmt mich mit!" schrie ich hinunter, und die Wogen rauschten ein lockendes: „Komm herauf!"

Aber — und ich bebte — das konnte doch auch wieder nicht das Richtige sein! War ich nicht heute schon einmal pochend am Ausgangstor des Lebens gestanden, und es wurde mir durch eine taumelnde Fliege verschlossen! Die schwarzen Punkte des Traumes und der schwarze Punkt der Fliege hatten in geheimnisvollem Bund mich gehindert am Selbstmord.

Sollte das etwa der Zweck des Traumes gewesen sein? Ein: Hüte dich! Hüte dich vor Verdammnis!

Die Fliege hatte den Schädel im Spiegel verlassen, war auferstanden, früher, als sie gesollt, wie die Seele, die das

Messer hinausschlüpfen läßt. Sie war, wie die Verdammten, schwarz und trotz ihrer Anstrengung gefallen wie diese.

Getrieben durchs Messer, durch Selbstmord!

Ja, jetzt sah ich's ein, das war eine Warnung für mich gewesen. Der Mensch darf doch nicht eigenmächtig, in feiger Flucht, die Erde verlassen, und gar bevor seine Pflicht erfüllt. Und meine Aufgabe war — wie sollte es auch anders sein — zu richten und zu strafen, nachdem ich das Schlechte entdeckt.

Welch verworrene, anmaßende Gedanken, die mir in meiner Qual als recht und wahr erschienen, deren Widersinn ich damals nicht erkannte! Der ewigen Gerechtigkeit wollte ich ins Handwerk pfuschen. Ich, ich! Und kam mir dabei selbst gerecht und groß und würdig vor!

So war ich in meinem Vorsatz gekräftigt worden, verließ die Brücke und wanderte weiter.

In diesem Augenblick hatten sich ein paar erste verirrte Sonnenstrahlen durch Wolken und Nebel gestohlen. Das war mir gleich einer Zustimmung. Als schwarzem Punkt war mir nicht Licht zuteil geworden; nur die begnadeten Seelen weiter oben in meines Traumes Unendlichkeit durften sich wärmen; nun ich auch. Mein Entschluß schien mir das wahre Heil zu sein.

Aber die flutenden Strahlen, die mir entgegendrangen, blendeten mich. Drum kehrte ich um, auf den Weg, den sie wiesen. In meiner Erregung und Reizbarkeit störte mich nun mein Schatten, der unermüdlich mit mir Schritt hielt, gleich Schwermut. Daß auch jeder Sterbliche einen Schatten haben muß!

Er lag vor mir; drüber hinaus spielte wieder Licht über dem Weg. Ich sagte mir, das Dunkle sei das Erdenweh, das sich vor mir noch dehne, die Bitterkeit dessen, was ich um der Gerechtigkeit willen an Weib und Freund noch handeln mußte, die Helle davorn aber die Seligkeit der ewigen Erlösung, dem sich überwindenden gerechten Menschen zum Lohn. Darüber, daß der Schatten immer mit mir, vor mir schlich, daß ich nie über ihn hinauskam und das Licht beharrlich vor ihm und mir floh, darüber machte ich mir keine Gedanken.

Wie ich den ganzen Tag, wie ich die folgenden hinschleichenden Tage mich weiterschleppte, ich könnte es nicht mehr sagen. Es war mir an jedem Morgen, ich müßte jetzt durch einen finstern Raum mich tasten. Gegen Abend spürte ich dann, daß ich mich einer Wand nahe, und hoffte, es sei das Ende. Dann wurde ich aber durch eine Türe geschoben und war wieder in einem gleich trostlosen, schwarzen Raum, dem neuen Tag.

Selten nur konnte ich zu der trüben Zuversicht vom Sonntagmorgen, zu dem Glauben, daß der Weg der Rache der einzig richtige, der erlösende sei, aufklimmen.

War ich mit meinem Weibe zusammen, so war ich zurückhaltend und kurz, all meine Kraft aufbietend, um nicht heftig und schroff zu sein, um nichts zu verraten. Soviel als möglich wich ich ihr aus, hielt mich von zu Hause fern. Ich schützte dringende und viele Arbeit vor; doch konnte ich mich nur zur allernötigsten aufraffen.

Gewöhnlich irrte ich als ein Heimatloser müßig und von den Furien unsäglicher Qualen getrieben umher, bald durch die Straßen, bald aus der Stadt, und fand keinen Tempel des Friedens.

Trotzdem Frühling und Sommer sich zum Einzug auf die Erde rüsteten, hatte ich immer ein fröstelndes Gefühl, eine Ahnung fast, daß Herbst und bittrer Winter nahten. So blickte ich einst einem ersten Schmetterling nach und staunte und sagte: Du jetzt noch hier? Bist lange wach, kleiner Sommervogel! Schließ' lieber die Augen und gaukle träumend ins Vergehen hinüber! Schlaf' ein, bevor du dem Frost, der plötzlich da ist, ins starre Antlitz blicken und erschauern mußt!" Das ist mir heute noch gegenwärtig, während alles andere aus diesen zwischen den großen Ereignissen liegenden Tagen in der Erinnerung zu einem grauen Nichts verschwommen ist.

Wie der Adler über seiner Beute, so planten meine Gedanken über Nelly. Trotz meiner Ruhelosigkeit überwachte ich sie doch, sie und ihn. Mit unbewußter List und teuflischer Schlauheit wußte ich das selbst bei der Betäubung, die auf mir lastete, so einzurichten, daß sie nichts davon bemerkten.

Ich konnte nichts Verdächtiges entdecken, bis — bis plötzlich wieder ein greller Blitz die Schwüle durchzuckte. Ich sah sein Leuchten und merkte nicht, daß es trügerisch war wie ein Irrlicht.

Eines Morgens war Nelly ausgegangen. Darum hielt ich mich zu Hause auf, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sie bei einer Freundin und er sonstwie dringend beschäftigt war.

Es war vor sechzehn Jahren. Es war der dreizehnte März, der Tag vor meinem Geburtsfest. Auf dieses hatte sie mir ja einmal mit süßem, verführerischem, verheißungsvollem und falschem, heuchlerischem Lächeln eine Ueberraschung versprochen. Daran mußte ich jetzt denken und drüber lachen, so bitter!

Ich hatte, wie in letzter Zeit oft, mit meinem Kinde gespielt, das Herz bald voll Zorn, bald voll Wehmut, und gedacht, daß ich ihm jetzt beides, Vater und Mutter sein müsse. Dann hatte mich plötzlich wieder die qualvolle Ruhelosigkeit ergriffen, die mich rastlos umhertrieb.

Nun stand ich vor ihrem Schreibtisch, und — was ich früher nie getan — ich durchwühlte ihre Papiere. Einst war mir das alles unantastbar heilig gewesen. Jetzt aber hatte das Rot der Scham den Weg zu meiner Stirne schon vergessen. Dafür überzog sie ein kalter Angstschweiß. Denn bis zur letzten Stunde gab es Zeiten, wo ich, wie am ersten Abend, suchte und fieberhaft suchte nach neuen Beweisen und doch fürchtete, welche zu finden. Ja, ich zitterte vor ihnen, obschon sie mir doch nichts Neues mehr enthüllen konnten. Ich suchte sie, nicht um Gewißheit, die längst in mir bestand, zu finden, sondern mehr, um meine Unruhe zu beschwichtigen.

Da, da, was war das? Trotzdem ich nach so etwas gesucht hatte, erschrak ich, als es nun da war, erschrak, wie ich als kleiner Knabe einst erschrocken war, als ich bei ahnungslosem Blumensuchen plötzlich eine häßliche Schlange vor mir emporzüngeln sah.

Jetzt hielt ich's in Händen und drehte es hin und drehte es her und grübelte darüber nach, was Schlimmes darin sei, und wollte es wissen und wagte lange nicht, es zu öffnen.

Es war ein Brief in seiner Handschrift und an sie; sorgfältig war er gehütet und versteckt gewesen.

Endlich entfaltete ich ihn und starrte hinein, wie in eine Offenbarung. Da stand, er wolle heute abend kommen um fünf Uhr, wenn ich im Kolleg abwesend sei, wie vor acht Tagen verabredet.

Vor acht Tagen war der Ball gewesen. Das hatten sie sich zu sagen gehabt? So also, so wurde ich betrogen! Da stand es klar und deutlich und war nicht wegzuleugnen und gut, daß ich's wußte!

Heute abend aber, da wollte ich hereinbrechen wie das

Torturm und Gemeindehaus in Büren.

Armin Ziegler: La Serenata.

Scherzligen am Thunersee.

jüngste Gericht; die Strafe — was für eine wußte ich nie — aber Strafe sollte über sie kommen, wie die Wellen über das lecke Wrack!

Den Tag verbrachte ich auswärts; ich hätte ihren Anblick nicht mehr ertragen können. Die Stunden schienen mir endlos, und doch das Verhängnis so nahe.

Meine Vorlesungen hatte ich abgesagt. Gegen Abend überwachte ich verborgen unser Haus.

Pünktlich, um fünf, sah ich ihn eintreffen. Es wurde mir schwer, nicht hervorzustürzen, um ihm den Eintritt zu wehren.

Kurz nachher betrat auch ich mein entweihtes Heim. Ich mußte mich hineinstehlen, und er, er war stolz und frech über die Schwelle geschritten, da er mich und Entdeckung fern glaubte. Er offen, er, der auf schlechten Wegen ging, und ich, der Hausherr, einem Diebe gleich!

Es kochte in mir. Ich erwartete etwas Schreckliches.

Und nur noch eine schwache Türe trennte mich von den Schamlosen. Jetzt würde ich sie aufreißen. Dann würde ich sehen, sehen! Und dann, dann .....

* * *

Da stieg nun plötzlich eine Himmlische zu mir hernieder mit weichem Schritt. Es war die Muse der hehrsten Kunst, die Muse der Musik. Ich hatte ihr gehuldigt, sie geliebt, geehrt; drum wollte sie mich retten und warb um meine irrende Seele. Gleich Wellen reinsten Sonnenlichts überfluteten ihren verfinsterten Pfad die göttlichen Klänge.

Es sang eine Geige, es sangen die Engel darin. Daß sie in seiner Hand lag, das vergaß ich. Ich hörte nur auf ihr schmeichelndes, werbendes Engellied. Wie ewige Sterne über der Schwermut der nächtlichen Erde, so spielte es über den begleitenden Melodien, die unter Nellys Hand dem Klavier entstiegen, schmiegte sich an sie an und verschmolz mit ihnen. Und dann vermählte sich damit noch ihre reine Stimme.

Ich war auf einen Stuhl gesunken, regungslos, und alles andere war mir entschwunden. Ich mußte lauschen, nur lauschen. Und wie in einem Traum stieg vor mir das ganze göttliche Lied auf, und ich sah, was er mir sagte.

Ich sah ein Kind, ein schönes kleines Kind, mit der Unschuld im Blick. Und es ist krank. Und seine Geschwister, die Engelein, umschweben es und kühlen ihm mit weichfächelndem Flügelschlag die fieberheißen Wangen. Mit ihrem süßlockenden Singen entfremden sie es der rauhen Erde und rufen's zu sich hinauf in unendliche Seligkeiten, in die Heimat der Reinheit, den Himmel. Und schwellende Sehnsucht zieht ein in sein Herz. Es denkt nicht ans Scheiden vom Mütterlein, das bangend neben ihm kniet; es fleht nur innig, immer inniger: „Ach Mutter, Mutter, laß mich fort!" und erzählt von den himmlischen Tönen. Und die weinende Mutter, sie ahnt den herben Trennungsschmerz. Sie mahnt und mahnt mit angstvoll blutendem Herzen: „Schlaf wieder ein, mein liebes Kind!" Sie warnt vor dem Singen der Elfen. Die Engel aber locken, locken, so weich, so süß. Und die Kleine hört nur sie. Und endlich, wie ein kleines Federwölklein sich langsam vom Horizont ablöst und friedlich aufwärtsgleitet in die unendlich tiefe Bläue des Himmels, aufwärts, immer aufwärts, so seine weiße Unschuldseele, aufwärts zu ihren Geschwistern, die locken, locken, locken. „O, Mutter, Mutter, laß mich fort, o, laß mich fort, o, laß mich fort!" Immer dringender und immer inniger schmiegt seine Stimme sich an den Engelchor, geht mählich darin auf und frohlockt dann selber im himmlischen Lied. Erlöst! Befreit von allem Schmerz! Und leise verklingt der Gesang.

Ich glaube, wenn es nach dem Tode wirklich noch ein Leben, eine Seligkeit gibt, dann muß es das sein, was ich bei dieser Musik fühlte. Ein gänzliches Zurücklassen allen Erdenstaubes und aller Körperlichkeit — wie bei dem kranken Kindlein. Ein großes, ein süßes Vergessen. Durch all die Himmelsklänge und Engelsgesänge schwingt sich die friedendurchflutete, zitternde Seele hinauf in eine wonnetrunkene Unendlichkeit, in unermeßliche Weiten einer monddurchschwebten, seligmilden, schwermutsüßen, ruhigen Nacht.

Mit geschlossenen Augen saß ich da; noch füllte mein Körper den harten, schmalen Erdenplatz aus. Das wußte ich aber nicht mehr; denn meine Seele mit allem Gefühl und allen Gedanken war fern, fern, erfaßt vom Reigen der Töne, mitklingend mit den himmlischen, sehnsuchtergriffenen Klängen. Voller Wehmut, voll milden Heimwehs nach etwas Unbekanntem, Unnennbarem, Großem, Edelm, Hehrem — sehnsüchtig und wunschlos.

Das war auch mir ein Lied der Engel, das lockte, das mich rief zum Guten.

Da überflutete eine Stimmung erlösenden Friedens mein Herz und verdrängte die Pläne der Rache.

Ja, ich wollte offen reden mit Nelly und sie fragen, und sie würde mir sagen, daß alles nur Täuschung sei, Täuschung!

Aber jetzt? Nein, das ging nicht. Kein Fremder konnte dabei sein, wenn ich mein Weib wieder fand, und in dieser Weihestunde würde selbst der beste Freund ein Fremder für mich, für uns sein.

Noch hinaus wollte ich, in die freie Natur, bis er fort sein würde. Hier drinnen war's zu eng für mein Glück; das mußte der weite Himmel wissen und die Luft und die Vögel und alles.

Vorher aber zog's mich noch zu unserem Kinde. Es spielte in seinem Zimmer mit den Bausteinen und war gerade allein. Es sprang mir jubelnd entgegen, als ich eintrat.

Einen glühenden Kuß drückte ich ihm auf die klaren Augen, einen Kuß, wie ein Siegel unter den Bundesbrief mit dem Glück.

Gleichzeitig aber war ein Gedanke in mir aufgetaucht.

Wenn nun mein frisches Kind die Engel rufen hörte und Nelly, Nelly es halten wollte, halten mit aller Verzweiflungskraft der Mutterliebe, und nicht könnte, nicht könnte!

Ein großes Mitleid überkam mich.

Noch einen Kuß, Kind! Und fort mit den bösen Gedanken!

Nun lauschte ich dem Geplauder der Kleinen, und die Wolke war vorübergezogen, der Himmel wieder untrübbar rein.

„Schau, Papa, schau!"

Und ich mußte zu ihr niederknieen.

„Siehst du, Papa, hier habe ich ein Haus gebaut. Weißt du, es ist ein so großes, schönes, wie der Herr Doktor eins

Auf dem Weg nach dem „Boden". Blick auf Wildstrubel, Fitzer und Höchst.

hat, mit eins, zwei, drei, ganz viel Bildern darin. Dann will ich auch so ein kleines, lustiges Hündchen haben, weißt du, wie seins, das so aufsteht, ganz gerade, auf zwei Beinen, und springt ganz hoch, schau, so hoch! Und dann wollen wir alle mit ihm in dem Haus wohnen; aber nur wir allein, gar niemand sonst, damit Mama nicht immer sagt: Jetzt kann ich nicht mit klein Lilly spielen, oder: Jetzt muß klein Lilly ins Bett, es kommt Besuch heut' abend. Nur wir ganz, ganz allein, nur ich und die Mama, und die Marie."

Das war das Kindermädchen.

„Und du, und dann noch der Onkel Max und....."

Da hatte mein Fuß das Haus umgestoßen. Es war absichtslos geschehen, ganz zufällig. Ich hatte an anderes, hatte an die kommende Stunde des befreienden Glückes gedacht.

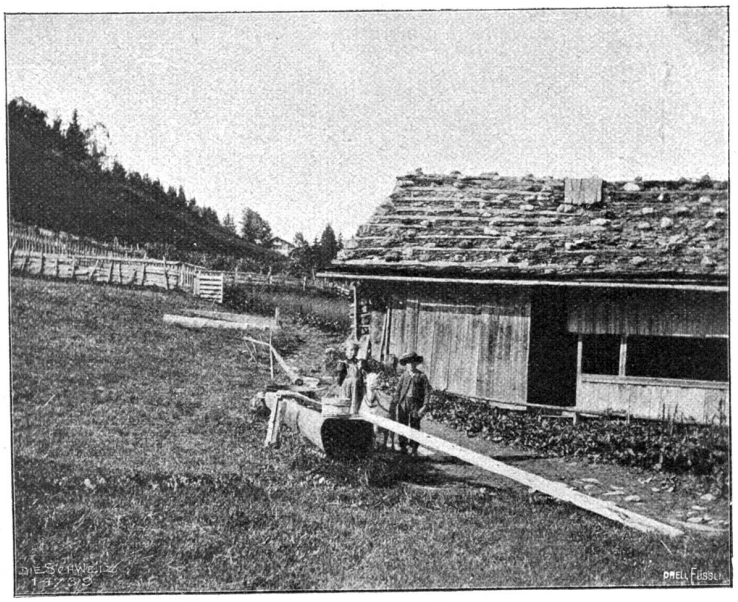
Ich schämte mich meiner Unachtsamkeit.

Die arme Kleine aber weinte. Das stolze Gebäude ihrer Hoffnungen war eingestürzt.

Da nahm ich sie auf die Knie, trocknete die Tränlein und tröstete sie.

„Wenn klein Lilly jetzt artig ist und nicht mehr weint, dann will ich ihr heute noch etwas Schönes mitbringen, etwas ganz Schönes. Und dann wollen wir zusammen auch wieder ein Haus bauen, noch ein viel größeres und schöneres, als der Herr Doktor hat, und mit noch viel mehr Bildern drin. Und Mama hilft dann mit."

(Schluß folgt).



Auf dem Weg nach der Bütschegg.

Adelboden.

Zu den sieben Amateurphotographien von Otto von Glenck, Zürich.

Südwestlich von Frutigen, hinten im Engstligentale liegt Adelboden, auf sonniger Terrasse hingebreitet ein stattliches Berneroberländerdorf mit den charakteristischen Holzhäusern und einem mittelalterlichen, freskengeschmückten Kirchlein. Aus dem einsamen, stillen Alpendorfe, das sich erst spät dem Fremdenverkehr öffnete, ist in den letzten Jahren einer der beliebtesten und besuchtesten Luft- und neuerdings auch Winterkurorte des Berneroberlandes geworden. Günstige Gelegenheit zu allerlei lohnenden Ausflügen und Hochtouren und die reizvolle Lage des malerischen Dorfes machen Adelboden zum Aufenthalte für solche, die nach Bergluft, nach Bergschönheit und frohem Bergsport verlangen, ganz besonders geeignet. Und wer es liebt, Komfort und ein Stückchen Großstadtleben in freier Alpenluft zu genießen, auch der wird Erfüllung seiner Wünsche finden, seitdem neben dem alten Bergdorf in zahlreichen Hotels ein neues Adelboden erstanden ist. Von der Hotelstadt freilich erzählen unsere Bilder nichts, die ein junger Freund der Berge auf froher Ferienfahrt durchs Engstligental für „Die Schweiz" aufgenommen, wohl aber von den Schönheiten des alten Dorfes und des sonnigen weitgebreiteten Bergtales, das im strahlenden Wildstrubelmassiv seinen grandiosen Abschluß findet.

K.

Das Telldrama eines politischen Märtyrers.

Nachdruck verboten.

Anläßlich des Telljubiläums wurden die Leser der „Schweiz" mit einer Reihe von Telldramen vor und nach Schiller bekannt gemacht[1]). Wir möchten nun nicht unterlassen, noch eines Tellschauspieles zu gedenken, das für uns Schweizer von besonderm Interesse sein muß, weil es von einem Schweizer gedichtet wurde, weil es die Tendenzdichtung eines politischen Märtyrers ist und weil es als solche die Reihe der Telldramen des achtzehnten Jahrhunderts eröffnet hat. Wir meinen die Telldichtung des unglücklichen Berners Samuel Henzi.

Menschen, die, an der Schwelle großer Zeiten stehend, das Zukünftige vorausahnend begreifen, aber darüber das Bewußtsein ihrer lebendigen Gegenwart und Umgebung verlieren, Reformatoren, die ihrer Zeit vorauseilend Neues bringen wollen, ohne sich den nüchtern praktischen Blick für die Beschränktheit ihrer zurückgebliebenen Zeitgenossen zu wahren, sind von jeher gekreuzigt worden. Zu ihnen gehörte Samuel Henzi. Und doch war er kein unpraktischer Freiheitsschwärmer; seine staatsreformatorischen Ideen waren keine phantastischen Träume

Brücke über den Allenbach.

[1]) Henry Eberli, Wilhelm Tell vor und nach Schiller, vgl. „Die Schweiz" VIII 1904, S. 273, 298, 326, 351, 366; dazu im laufenden Jahrgang S. 201 ff. Gustav Schirmer, Zwei englische Tell-Bearbeitungen.